

Forum

Alfons Beil

„Die Kirche als priesterliche Gesellschaft“

Die Beiträge dieses Forums sollen vor allem jüngeren Priestern und anderen pastoralen Mitarbeitern zeigen, welche verschiedenen Priesterbilder auch bei sehr aufgeschlossenen Seelsorgern im Laufe ihres Lebens vorhanden waren und wie die Priester mit ihrem Priestersein und ihren pastoralen Aufgaben zurechtkamen und -kommen. Die vier Fragen, die den Pfarren gestellt wurden, sind die Untertitel dieses Forumbeitrages. Das Forum wird noch fortgesetzt. Wir laden unsere Leser ein, sich an diesem Forum zu beteiligen oder mit Leserbriefen zu anderen Beiträgen dieses Heftes Stellung zu nehmen.

red

1. Warum bin ich Priester?

Mein Wunsch, Priester zu werden, geweckt durch den Heimatpfarrer, der für den Anfang des Jahrhunderts ein erstaunliches Verhältnis zur Liturgie hatte – zu meinen schönsten Erinnerungen aus der frühen Jugend gehört, wie er am Karsamstagmorgen sich bemühte, die Osternachtfeier (!) zu gestalten –, geweckt auch durch die Nähe des Klosters Beuron, bezog sich noch fast ausschließlich auf die sakrale Seite des Priestertums: Feier der hl. Messe und Spendung der Sakramente. Durch den Militärdienst im Ersten Weltkrieg, der mich im Wunsch, Priester zu werden, eher noch bestärkte, lernte ich, neben der vorherrschenden vertikalen Dimension des Priesterdienstes die horizontale mehr zu beachten und zu werten, namentlich als Nachfolge Jesu in der liebenden Sorge für die Armen, Schwachen und Unterdrückten.

Unter dem Einfluß Friedrich Wilhelm Foerstlers erkannte ich gegen Ende des Krieges je länger je mehr die politische Dimension der christlichen Liebe als Bereitschaft zum Kampf für den Frieden im umfassenden Sinn des Wortes. Das von Papst Benedikt XV. veranlaßte Requiem zum Gedenken an die im Krieg Gefallenen aller Völker am Allersee-

lentag 1919 in der Laterankirche, gefeiert von den Seminaristen der vielen in Rom bestehenden nationalen Kollegien, bestärkte jene Bereitschaft beträchtlich.

Das etwa war mein Bild vom Priester bei meiner Weihe am 28. Oktober 1924. Bald aber las ich in „Religion – Christentum – Kirche“, was Stanislaus von Dunin-Borkowski SJ (im II. Band, S. 413ff.) über „Die Kirche als priesterliche Gesellschaft“ schreibt. Das war erstaunlich. Der Band war 1921 in 4. Auflage erschienen; das Imprimatur war von 1912 (!). Später konnte Joseph A. Jungmann in „Die liturgische Feier“, S. 27ff., auf Dunin-Borkowski zurückgreifen. So wurde mir immer klarer – einen kräftigen Anstoß gab auch während des Konzils der melchitische Erzbischof Edelby mit seinem humorvollen Referat am 24. Oktober 1963 über den Gegensatz zwischen ost- und westkirchlicher Auffassung von der Entstehung und Konstitution der Kirche –, daß das allgemeine Priestertum, aufruhend auf Taufe – Firmung, am Anfang steht, das besondere ihm nachgeordnet ist. Das brachte es mit sich, daß ich die horizontale Komponente im Dienst des Priesters noch stärker betonte als früher und mich von der Vorstellung, die Priester bildeten eine Art Kaste, völlig befreit habe.

Wenn heute kirchenamtlicherseits mit Nachdruck das Verhältnis umgekehrt gesehen und eingeschränkt wird, so sehe ich das als Teilaspekt der weitverbreiteten Nostalgie, die sich weniger auf Argumente als auf Gefühle und Wünsche – Streben nach Macht! – stützt, als Teilaspekt der allgemeinen Wende nach rückwärts. Wenn auch wider Hoffnung, d. h. gegen alle natürliche Erwartung, hoffe ich: was sich zur Zeit da tut, dieser massive Rückschlag auf das II. Vatikanische Konzil, ist – denken wir an Lateinamerika – letztlich eine Wachstumskrise der Kirche.

2. Wie bewältige ich mein Leben als Priester?

Ich versuche, aus Schrift und guter Tradition ein geistliches Leben zu führen – nicht zuletzt durch Einübung in das christliche Sterben, womit erfahrungsgemäß gerade wir Priester uns aus verschiedenen Gründen besonders schwertun –, um es auch, soweit das im Ruhestand in Frage kommt (ich bin in einer Gemeinde „Subsidiarius“), in Verkündi-

gung und Feier der Liturgie fruchtbar werden zu lassen. Ich verfolge, was sich in der Gegenwart geistlich, geistig, kulturell und soziopolitisch tut, namentlich an Hand der nach meinem Dafürhalten besten Zeitschriften und Zeitungen. Ich müßte mich dabei jedoch, um mehr Muße zu haben, merklich einschränken; das fällt mir aber sehr schwer. Ich pflege die Freundschaft und betrachte es als vordringliche Aufgabe, mich der Notleidenden anzunehmen, wie sie mir Gott gerade in den Weg schickt.

3. Was bedeutet für mich die Priestergemeinschaft?

Die Priestergemeinschaft betrachte ich als höchst bedeutsam, ja notwendig, zumal für den zölibatären Priester. Vielleicht sollte dieser überhaupt in einer Gemeinschaft wie etwa der des Oratoriums nach dem hl. Philipp Neri leben. Ich sehe davon ab, wie die Priesterschaft in der Kirche der Zukunft hinsichtlich des Familienstands wohl gegliedert sein sollte und vielleicht gegliedert sein wird.

Jedenfalls sollte jede Priestergemeinschaft kein geschlossener, sondern ein offener Kreis sein. Das erlebte ich in dem Dekanat, dem ich als Jungpriester angehörte, nahezu vorbildlich. Der wöchentliche „Dies“ begann um 15.30 Uhr. Gegen 17 Uhr kamen regelmäßig Laien, und es kam zwischen Priestern und Laien zu regem Gespräch. Dieses wurde freilich meist einseitig politisch im Sinne der Zentrumspartei. Gegen 19 Uhr mußten die Pfarrer vom Land gehen, um noch den letzten Zug zu erreichen. Die Unterstützung (und Beeinträchtigung) der Seelsorge durch das Auto gab es damals ja noch nicht! Ich sehe heute noch, wie ungerne die Mitbrüder vom Land weggingen. – Ich muß berichtigen: Ich erinnere mich, wie ein Herr, Laie, der in einer bestimmten Angelegenheit viel herunkam, mir, ohne zu „schimpfen“, klagte, daß er, wenn er in einem Pfarrhaus vorsprechen wollte, oft höre, „der Herr sei ausgefahren“. Das war Ende der zwanziger Jahre.

4. Worauf leg(t)e ich in meiner Arbeit als Seelsorger das Schwergewicht?

Solange ich als Pfarrer im Dienst war, legte ich den Nachdruck auf Verkündigung, sinn-

volle Gestaltung der Liturgie, Unterweisung und Bildung der Kinder und Jugendlichen, geistliche Anregung für Männer- und Frauen-Gemeinschaften und Gesprächskreise. „Schleifen“ ließ ich, soweit es pastoral anging, die sogenannten Vereine und Aufgaben, für die Laien primär zuständig sind.

Günther Grothe

„Schläft ein Lied in allen Dingen . . .“

Bei dem Versuch, mitten im Alltag den Wurzeln meines eigenen fünfzehnjährigen Priesterseins nachzugehen, stoße ich immer wieder auf die Worte des wunderbaren Eichendorffgedichtes „Wünschelrute“:

„Schläft ein Lied in allen Dingen,
die da träumen fort und fort,
und die Welt hebt an zu singen,
triffst du nur das Zauberwort.“

1. „Ich brauche dich!“ – sprach mich mit 17 Jahren der Jugendkaplan an mit der Bitte, mich maßgeblich einzusetzen für den Aufbau einer Jugendchoralschola in der Gemeinde. „Introduxit Dominus in terram fluentem lac et mel“ („der Herr führte mich in ein Land, das von Milch und Honig strömet“, Introitus vom 2. Ostertag) – war der erste Choral, den wir damals selbständig erarbeiteten. Aus meiner eigenen Welt wurde ich erstmals herausgeführt in ein Feld eigener Verantwortung und in die herbe Tonlandschaft der Gregorianik mit ihren verschlungenen Pfaden. Unser Singen schwang über in das Singen einer großen Gemeinde, und ich glaube, wir haben damals – mehr als uns bewußt war – Gottes Geheimnis darin entdeckt.

2. Das eckige „Ich-brauche-dich“ des Kaplans sollte damals recht bald in Konflikt geraten mit dem Zauberwort, das den jungen Menschen gefangen hält und ihm eine ganz neue Welt verheißt, das zu Fleisch und Blut wird in dem Schwarm vom Mädchengymnasium. „Brauchst du mich wirklich, Gott?“ – hieß es dann für mich in der Zeit der Studienwahl. „Brauchst du mich so ausschließlich, daß sie darin keinen Platz hat?“ An einer ganz verwundbaren Stelle meines Innern